Marina Fiorato

Die Heilerin von San Marco

Marina Fiorato

Die Heilerin von San Marco

Historischer Roman

Aus dem Englischen
von Nina Bader

LIMES

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »The Venetian Contract«
bei John Murray, London.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *EOS* für dieses Buch
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Der Limes Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House.

Erste Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Marina Fiorato
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Limes Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8090-2635-8

www.limes-verlag.de

Für Ileen Maisel, die mich darauf gebracht hat,
über Palladio zu schreiben.

Und als das Lamm das vierte Siegel auftat, hörte ich die Stimme der vierten Gestalt sagen: Komm und sieh! Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd. Und der darauf saß, dessen Name war: der Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen wurde Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten mit Schwert und Hunger und Pest und durch die wilden Tiere auf Erden.

OFFENBARUNG 6, 7–8

Teil 1

DAS SCHWARZE PFERD

Prolog

VENEDIG
JAHR 1576 NACH CHRISTLICHER ZEITRECHNUNG

Sebastiano Venier, der Doge von Venedig, blickte mit Augen, die so aufgewühlt waren wie das Meer, aus seinem steinernen Vierpassfenster.

Sein von vielen auf See verbrachten Jahren geschärftes Auge hatte den Sturm schon seit drei Tagen aufziehen sehen. Er ballte sich am Horizont zusammen und rollte über in einem fahlen Amethystton leuchtende Wellen. Jetzt war der Mahlstrom bei ihnen angelangt, und er hatte etwas weit Unheilvolleres mitgebracht als schlechtes Wetter.

Der Doge mit seinem wehenden weißen Bart und der würdevollen Haltung war von Tintoretto gemalt und mit Neptun, der gleichfalls über ein Wasserreich herrschte, verglichen worden. Manchmal hatte man hinter vorgehaltener Hand sogar einen Vergleich mit Gott gewagt. Als gottesfürchtigem Mann hätte dem Dogen jeder dieser Vergleiche aus verschiedenen Gründen zutiefst missfallen, aber heute hätte er alles dafür gegeben, über die Allmacht zu verfügen, Venedig vor seiner schwärzesten Stunde zu bewahren.

Er beobachtete, wie sechs zum Schutz vor den Elementen dicht zusammengedrängte Gestalten über das bereits vom

aufgepeitschten Wasser überschwemmte Dock eilten und die einsetzende Ebbe an den Säumen ihrer schwarzen Gewänder zerrte. Die mit Kapuzen versehenen Umhänge verliehen ihnen das Aussehen von Mönchen, aber diese sechs Männer hatten sich nicht der Religion, sondern der Wissenschaft verschrieben. Sie befassten sich mit dem Leben und dem Tod. Sie waren Ärzte.

Als sie näher kamen, konnte er ihre Masken deutlich erkennen; Schnäbel von der Farbe ausgebleichter Knochen, die sich raubvogelartig unter den dunklen Kapuzen krümmten. Die Masken allein wirkten schon Furcht einflößend genug, aber der Grund, aus dem sie sie trugen, war noch bedrohlicher.

Sie waren seine *Medici della Peste.* Pestärzte.

Es waren sechs Gelehrte aus guten Familien, an den besten medizinischen Lehranstalten ausgebildet, einer für jedes der *sestieri,* der sechs Stadtteile Venedigs. Diese sechs Ärzte zusammen zu sehen war ein böses Omen. Sebastiano Venier bezweifelte, dass sie sich zuvor überhaupt schon einmal begegnet waren, und sie schienen ihm wie schwarze Krähen über einem Grab zu schweben. Vielleicht seinem eigenen. Er ließ einen Moment lang die Schultern sinken und fühlte sich plötzlich sehr alt.

Er sah zu, wie die Ärzte die einzigartige Riva degli Schiavori entlanggingen, eine der prächtigsten Straßen der Welt, und wusste, dass sie jetzt jede Minute seinen riesigen weißen Palast betreten würden. Der Doge fröstelte, als hätte ihn Gischt benetzt, lehnte den Kopf gegen die kühlen quadratischen Glasflächen des Fensters und schloss einen barmherzigen Moment lang die Augen. Hätte er das nicht getan, hätte er vielleicht eine venezianische Galeere gesehen, die rasch über das dunkle, auf- und abschwellende Wasser glitt. Doch er hielt die Augen ein paar Herzschläge lang geschlossen, um still dazustehen und die salzige Luft einzuatmen.

Den Geruch Venedigs.

Sebastiano Venier straffte sich, erinnerte sich daran, wer er war und wo er war. Er betrachtete die kunstvolle Steinmetzarbeit seiner Fenster, deren Scheiben aus feinstem venezianischem Glas seine Ohren vor dem Dröhnen des Meeres schützten. Dann blickte er auf, hob den edlen Kopf zur Decke und zu den unvergleichlichen roten und goldenen Fresken, die über Hunderte von Jahren hinweg von den besten Künstlern der Stadt gemalt worden waren und nun die gewölbte Fläche über ihm bedeckten. Und doch konnte all der Reichtum und die Pracht nicht die Pestilenz von seiner Tür fernhalten.

Der Doge nahm auf seinem mächtigen Stuhl Platz und wartete darauf, dass ihm die Ankunft der Ärzte gemeldet wurde. Sie strömten tropfnass in den Raum und bildeten wie Geier einen Halbkreis um ihn. Die in ihre Masken eingesetzten roten Kristallaugen glitzerten hungrig, als seien ihre Träger bereit, ihm das Fleisch von den Knochen zu picken. Doch sowie sie zu sprechen begannen, verlor der Doge jegliche Furcht vor ihnen.

»Wir haben es kommen sehen, Herr«, sagte einer von ihnen. »In den botanischen Gärten der *Jesuiti* hat es in der letzten Zeit ungewöhnlich viele Schmetterlinge gegeben – Hunderttausende von ihnen.«

Der Doge hob eine schneeweiße Braue. »Schmetterlinge?«

Der Arzt, dem der stählerne Unterton in Veniers Stimme entging, plapperte weiter. »Ihr wisst doch, Doge, dass Schmetterlinge als Vorboten der Pest bekannt sind.«

»Das ist wahr«, fiel ein anderer ein. »Aber es sind noch andere Zeichen gesichtet worden. Im Arsenal gibt es eine Bäckerei, und wenn man dort die Brotlaibe in zwei Teile bricht, beginnen sie zu bluten.«

Der Doge trommelte mit den Fingerspitzen auf der Lehne seines Stuhls herum. »Die Tatsache, dass die Pest Venedig erreicht hat, steht nicht zur Debatte. Die Frage ist, wie wir die Seuche am besten bekämpfen.«

Es war sinnlos. Ein Arzt wollte die Pest dadurch heilen, dass er seinen Patienten riet, eine tote Kröte um den Hals zu tragen. Der nächste schlug vor, eine lebende Taube rücklings in die angeschwollenen Beulen in Leistengegend und Achselhöhlen zu legen, damit die Schwanzfedern das Gift herausziehen konnten. Sie begannen sich gegenseitig zu übertönen, ihre Schnäbel prallten fast gegeneinander. Die Masken wirkten jetzt nur noch lächerlich, und die leisen, gelehrten Stimmen der Ärzte wurden immer schriller, bis sie dem Quaken einer aufgeregten Entenschar glichen.

Der Doge, dessen Verärgerung stetig wuchs, merkte, dass sich seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zuzuwenden begann. Diese Doktoren waren Scharlatane, Quacksalber, einer eingebildeter als der andere. Sein Blick wanderte zum Schatten eines Wandteppichs, wo ein Mann ungefähr seines Alters stand, zuhörte und darauf wartete, dass der Doge ihn zu sich rief und ihm mitteilte, warum er ihn herbefohlen hatte.

Der alte Mann im Schatten, der von Beruf Architekt war, lauschte dem Geschnatter gleichfalls nur halbherzig. Immer mehr an Gebäuden als an Menschen interessiert, bewunderte er die Art, wie die steinernen Kreuzpfeiler den Schwung der Decke unterstrichen und wie die Proportionen der viereckigen Stützpfeiler die großen Tafeln der Fresken ergänzten.

Genau wie der Doge hatte er anfangs einen Stich der Angst verspürt, als die Ärzte den Raum betreten hatten. Jeder, vom Dogen bis hin zu dem niedrigsten Bettler, wusste, was die Masken zu bedeuten hatten. Die Pest ging in der Stadt um. Aber der Architekt machte sich deswegen keine übermäßigen Sorgen. Vor zwei Jahren hatte es einen kleineren Ausbruch der Seuche gegeben, und er würde jetzt tun, was er damals getan hatte. Er würde die Stadt verlassen und sich nach Venetien zurückziehen, vielleicht in seine alte Heimatstadt Vicenza. Dort in den Bergen würde er ausharren und planen und zeich-

nen. Er würde Wein trinken, während er darauf wartete, dass die Pest ihren eigenen Durst stillte. Mit einem schnellen Boot nach Mestre und einem noch schnelleren Pferd nach Treviso konnte er bei Sonnenuntergang in Maser sein, im Haus seiner guten Freunde, der Brüder Barbaro. Für ihn würde es dort immer Platz geben, das wusste er, schließlich hatte er das Haus gebaut. Sowie er herausgefunden hatte, was der Doge von ihm wollte, würde er aufbrechen.

Der Doge hatte genug gehört. Diese Ärzte konnten Venedig nicht helfen. Sie würden ihre Tränke und Arzneien verkaufen und dabei gutes Geld verdienen, und einige Bürger der Stadt würden am Leben bleiben und andere sterben. Er umschloss die Armlehne, bis sich seine Knöchel weiß verfärbten und er voller Verzweiflung auf sie hinabblickte. Der Anblick seiner Hände deprimierte ihn – sie waren knorrig, von Adern durchzogen und mit Leberflecken übersät. Wie konnte ein alter Mann die Pest aufhalten?

Venier räusperte sich. Er musste handeln. Sein Vermächtnis durfte nicht darin bestehen, zugelassen zu haben, wie dieses Juwel von einer Stadt von der Pest zerstört wurde. Der Herzschlag des alten Dogen beschleunigte sich. Er erhob sich, wobei ihm das Blut in den Kopf stieg. »Ihr seid entlassen«, sagte er eine Spur zu laut zu den Ärzten. »Hinaus.« Er fuchtelte mit den Armen, als wolle er sie wegscheuchen wie die Krähen, die sie waren, und wartete, bis sich die Türen hinter ihnen geschlossen hatten. »Andrea Palladio.« Die Stimme des Dogen hallte in dem großen Raum wider. »Tretet vor.«

Palladio löste sich aus dem Schatten, ging auf den großen Stuhl des Dogen zu und blieb davor stehen. Der Wind rüttelte an den Fensterflügeln, begehrte Einlass und brachte seinen Passagier, die Pestilenz, mit sich. Palladio, der es eilig hatte, hier wegzukommen, scharrte unruhig mit den Füßen, doch der Doge, der seinem Zorn Luft gemacht hatte, hatte seinen

Platz wieder eingenommen und schien sich in einer nachdenklichen Stimmung zu befinden.

»Habt Ihr schon einmal von dem Wunder des heiligen Sebastian von Giudecca gehört?«

Palladio runzelte leicht die Stirn. Obwohl er dem Dogen noch nie zuvor begegnet war, kannte er ihn vom Hörensagen – ein Seelord mit vierzigjähriger Erfahrung, tief gläubig, respektiert und klug genug, um viele aufeinanderfolgende Ratssitzungen der Zehn zu überstehen, ohne in einem der furchtbaren Gefängnisse der Republik zu enden. War Sebastiano Venier zu spät in dieses höchste Amt gelangt? War sein Geist mittlerweile verwirrt? Hinter den Fenstern konnte er die Insel Giudecca sehen, regengepeitscht, aber immer noch eines der schönsten *sestieri* von Venedig, das sich um den hinteren Teil der alten Stadt wand. »Ja, natürlich«, gab er bedächtig zurück, während er überlegte, worauf die Frage abzielen mochte. Der Doge ergriff erneut das Wort. Er schlug einen Ton an, als würde er eine Legende wiedergeben oder ein Gleichnis predigen.

»Als die Pest 1464 die Stadt fest in den Klauen hielt, kam ein junger Soldat an das Tor des Klosters Santa Croce auf Giudecca und bat um Wasser. Die Schwestern befanden sich alle in dem Gebäude, und die Äbtissin litt selbst an der Pest. Die *portonera,* eine Schwester Scholastica, ging an das Tor. Als ihr Blick auf den jungen Mann fiel, sah sie, dass er eine Rüstung aus schimmerndem Silber trug, Haare von goldenem Feuer und saphirblaue Augen hatte. Voller Ehrfurcht reichte sie ihm einen Becher mit Wasser aus dem Klosterbrunnen. Die Erscheinung dankte Scholastica und wies sie und alle ihre Mitschwestern an, Tag und Nacht zum heiligen Sebastian zu beten und das Wasser des Brunnens zu trinken. Wenn sie dies täten, würde das Kloster von der Pest verschont bleiben. Dann stieß er sein Schwert in den Boden und verschwand, als wäre er ein Lufthauch.«

Palladio, der darüber nachgegrübelt hatte, wie schnell er

nach Mestre gelangen konnte, sowie der Doge zum Ende gekommen war, fühlte sich durch die plötzliche Stille bemüßigt, eine Frage zu stellen. »Was ist dann passiert?«

»Die Äbtissin erholte sich in dieser Nacht, ebenso wie jede andere kranke Nonne. Keine der anderen Schwestern wurde von der Pest befallen, und alle, die aus dem Brunnen tranken, wurden gerettet.« Der Doge erhob sich, trat von dem Podest herunter, auf dem sein Stuhl stand, ging zu Palladio hinüber und blickte von seiner beträchtlichen Größe auf ihn herunter. »Das Kloster war dann lange Zeit eine Pilgerstätte, und die Menschen nutzten das Wasser aus dem Brunnen, um sich vor der Pest und später vor anderen Krankheiten zu schützen. Als ich vier Häuser von Santa Croce entfernt im Venier-Palast zur Welt kam, wurde ich aufgrund dieses Wunders Sebastiano getauft. Aber jetzt ist das Kloster nur noch eine Ruine.« Er verstummte.

Nur das Pfeifen des Windes zerriss die Stille. Palladio, der jetzt zu wissen meinte, was von ihm verlangt werden würde, spürte, wie sein Herz schwer wurde. Seit Jahren schon wollte er auf Giudecca bauen, einer Insel mit einem guten Untergrund aus massivem Felsgestein und einem der besten Blicke auf die Lagune. Seit Jahren hatte er den Rat der Zehn erfolglos gebeten, ihm dort ein Stück Land zuzuteilen. Aber jetzt, wo er sich nichts anderes wünschte, als die Stadt zu verlassen, wurde ihm genau das angeboten, was er sich am meisten ersehnte. Palladios schmale Lippen krümmten sich zu einem leisen Lächeln. Manchmal fand er, dass der Allmächtige über einen gehörigen Sinn für Ironie verfügte. »Und Ihr wollt, dass ich das Kloster Santa Croce wieder aufbaue?«

»Nein, das eigentlich nicht.« Der Doge trat zum Fenster. »Schaut sie Euch an, Andrea.« Mit einem Schwenk seiner knorrigen Hand bedeutete er Palladio, auf die prächtige Fläche des Markusplatzes hinunterzublicken. Zwei Prostituierte schlenderten in ihren traditionellen rotgelben Gewändern un-

ter dem Fenster her. Trotz des prasselnden Regens waren ihre Brüste entblößt und schwangen frei hin und her.

Palladio, zu alt, um bei einem solchen Anblick etwas zu empfinden, entdeckte jemanden, der weniger unbeteiligt blieb; einen Mann, der die beiden von den Arkaden der Procuratie Vecchie aus beobachtete, während seine Hand eifrig in seiner Leistengegend beschäftigt war. Der Zuschauer winkte die Frauen zu sich in die Arkaden, und sowie eine Münze den Besitzer gewechselt hatte, presste er eine Frau gegen eine der majestätischen Säulen der Loggia, schlug ihre Röcke hoch und nahm sie mit heftigen Stößen. Die andere schob eine Hand hinten in seine Hose, um dem Kunden zusätzliche Freuden zu verschaffen. »Auf der *Straße,* Andrea.« Der Doge wandte sich ab. »Auf offener Straße. Diese prachtvollen Säulen, die Euer Architektenkollege Sansovino errichtet hat, um diesen Platz zum schönsten der Welt zu machen, dient jetzt den Huren als Ort, um ihre Freier zu bedienen.« Er seufzte. »Die Zügellosigkeit und die Ausschweifungen werden immer ärger. Ein solches Benehmen gab es früher nur im Karneval, zwei kurze Wochen im Jahr lang. Jetzt ist es an der Tagesordnung. Wir sind im ganzen Ausland dafür bekannt, werden deswegen verhöhnt. Man spricht weder von Sansovinos Säulen noch von Euren eigenen Villen und Kirchen, sondern nur von den Huren, die ganz offen auf den Straßen ihrem Gewerbe nachgehen.« Der Doge legte eine Hand an den Fensterriegel und überprüfte ihn, wie um sich zu vergewissern, dass der Gifthauch der Seuche nicht in den Raum dringen konnte. »Und sowie es sich in der Stadt verbreitet, dass die Pest umgeht, wird alles noch viel schlimmer werden. Die Nähe des Todes verleitet einen Mann zu seltsamen Dingen – er achtet das Gesetz nicht mehr und meint, er müsste huren, stehlen, lügen und so viel Geld zusammenraffen, wie es nur irgend geht.«

Palladio versuchte, die einzelnen Fragmente der Rede des Dogen miteinander in Einklang zu bringen, das Wunder und die Dirnen.

»Nur ein einziger Mann kann diese liederlichen, wundervollen Menschen vor der Pest bewahren, und dieser Mann bin nicht ich.«

Palladio dachte an die sechs Ärzte der *sestieri,* von denen keiner ihm des Mantels des Erretters würdig zu sein schien. Dann wurde ihm bewusst, dass der Doge von Christus sprach, und er setzte rasch eine fromme Miene auf. Der Doge richtete seine wässrigen hellen blauen Augen auf ihn. Sie wirkten alt, geschlagen und müde. »*Ihr* seid dieser Mann.«

Palladios ehrerbietige Maske fiel von ihm ab, als ihm der Mund offen stehen blieb.

»Seht Ihr es denn nicht? Gott straft Venedig. Wir brauchen ein Opfer, eine Gabe, die groß genug ist, um Seinen Zorn von uns abzuwenden und Seine Hand davon abzuhalten, unsere Stadt auszulöschen. Wenn uns die Medizin nicht helfen kann, müssen wir uns dem Gebet zuwenden. Ihr, Andrea, werdet auf den Ruinen des Klosters Santa Croce eine Kirche erbauen. Ihr werdet in die Fußstapfen des heiligen Sebastian treten und eine so prächtige Kirche zum Ruhme Gottes bauen, dass sie mit dem Glanz Seiner Schöpfung wetteifern kann. Und wenn Ihr das getan habt, werden die Menschen zu Hunderten und Tausenden kommen und sich Gott zuwenden; sie werden Ihn mit ihren Stimmen preisen und Ihm auf Knien danken. Die Macht des Gebets wird uns alle erlösen.«

Palladio verlieh seinem Widerstreben Ausdruck. »Aber … ich hatte gedacht … natürlich fühle ich mich sehr geehrt, aber vielleicht könnte ich die Arbeiten von Vicenza oder vielleicht Treviso aus leiten …«

Der Satz erstarb unter dem Blick des Dogen, und der Wind heulte spöttisch auf. Der Doge ließ einen Moment verstreichen, bevor er erwiderte: »Andrea. Wir sind alte Männer. Die Zeit, die uns noch bleibt, ist kurz. Ihr werdet ebenso wie ich in Venedig bleiben. Ihr könnt Eurer Stadt keinen größeren Dienst erweisen als diesen. Begreift Ihr denn nicht?« Er um-

schloss Palladios Schultern mit einem erstaunlich festen Griff. »Ihr schließt einen Vertrag mit Gott selbst ab.«

Palladio erinnerte sich daran, dass er als junger Steinmetz immer Fossilien in den Steinen gefunden hatte, die er bearbeitete. Kein Tag war vergangen, ohne dass er nicht wenigstens auf einen Nautilus gestoßen war, eine perfekte, komprimierte und Tausende von Jahren lang im Carrara-Marmor begrabene gleichwinklige Spirale. Und jetzt saß er in einer ähnlichen Falle. Sein Auftrag legte ihn in Ketten; er war buchstäblich in Stein gefangen.

Aber er las die Hingabe in den Augen des Dogen und wusste, dass Sebastiano Venier keinen Widerspruch dulden würde. Wie konnte er diese Augen für die eines alten Mannes gehalten haben? Jetzt glühte in ihnen das blaue Feuer religiösen Eifers, das Feuer des heiligen Sebastian. Selbst wenn er den Mut aufgebracht hätte, sich zu weigern – die Nähe eines der Gefängnisse gab den Ausschlag. Palladio neigte in stummer Zustimmung den Kopf.

Der Doge, der eine Weigerung gar nicht in Betracht gezogen hatte, rief nach seinem Haushofmeister. »Camerlengo, bring Signore Palladio zu seinem Haus zurück und sorge dafür, dass er alles erhält, was er braucht. Und, Camerlengo«, bellte er, als der Haushofmeister sich anschickte, Palladio durch die mächtigen Türen zu folgen, »such mir jetzt einen *richtigen* Arzt.«

1

KONSTANTINOPEL
JAHR 983 NACH OSMANISCHER ZEITRECHNUNG
EIN MONAT ZUVOR

Feyra Adalet bint Timurhan Murad gab sich an diesem Morgen besondere Mühe mit ihrem Äußeren.

Ihr Vater hatte das Haus bereits verlassen, daher konnte sie nicht – wie sie es häufig tat – *seine* Kleider anlegen. In Konstantinopel war es unter den ärmeren Familien üblich, dass Frauen und Männer das Gleiche trugen; Männer- und Frauenkleider waren einander ohnehin so ähnlich, und oft reichte das Geld nur für eine Garnitur guter Kleider oder ein gutes Paar Schuhe. Feyra und ihr Vater waren dank Timurhan bin Yunus Murads Status als hochrangiger Schiffskapitän recht wohlhabend, aber Feyra hielt trotzdem an dieser Tradition fest: Sie half ihr, sich dahinter zu verstecken.

Heute musste ihr Vater eine wichtige Verabredung haben, und eine frühe noch dazu, denn als Feyra die geschnitzten Gitterläden ihres Fensters aufstieß, sah sie, dass die Sonne noch kaum über der Stadt aufgegangen war. Die Kuppeln und Minarette, die sie so liebte, bildeten immer noch bloße Silhouetten; dunkle Umrisse, die sich von dem korallenfarbenen Himmel abhoben. Feyra sog die salzige Luft tief ein.

Den Geruch Konstantinopels.

Sie blickte auf das Meer hinaus, eine silbrige Linie im Licht der Morgendämmerung, und fragte sich, was wohl dahinter liegen mochte. Einen Moment lang stieg Sehnsucht nach einem anderen Land in ihr auf, nach jenen Orten, die sie nur aus den Geschichten eines zur See fahrenden Vaters kannte.

Aber Feyras Tagträumerei hatte sie Zeit gekostet. Sie wandte sich von der Aussicht ab und blickte stattdessen in das in Emaille gefasste, auf Hochglanz polierte und nur von ein paar Dellen im Metall verunzierte Rechteck aus Silber, das an der Wand hing. Ihr Vater hatte es aus irgendeinem östlichen Land jenseits irgendeines östlichen Meeres mitgebracht, und es hatte in ihrem Raum gehangen, seit sie ein Baby war. Als Kind war der Spiegel eine Kuriosität für sie gewesen; er hatte ihr gezeigt, welche Farbe ihre Augen hatten, wie ihr Gesicht aussah, wenn sie Grimassen schnitt, und wie weit ihre Zunge reichte, wenn sie sie herausstreckte. Nun, wo Feyra zur Frau herangereift war, war der Spiegel ihr bester Freund.

Sie musterte ihr Spiegelbild eindringlich, versuchte zu sehen, was die Männer sahen. Als sie zuerst bemerkt hatte, dass Männer sie auf der Straße anstarrten, hatte sie begonnen, ihr Haar zu bedecken. Dann starrten sie ihren Mund an, also gewöhnte sie sich an, den *yashmak,* den Halbgesichtsschleier, zu tragen. Sie hatte sogar einen mit Ziermünzen am Saum gewählt, damit das Gold die Augen der Männer von den ihren ablenkte. Doch sie stierten sie immer noch an, also ging sie zu dem *ormisi* über, einem dünnen, eine Handspanne breiten Schleier, der über den Augen getragen wurde. Als auch das nichts fruchtete, schloss sie daraus, dass ihr Körper das Interesse der Männer wecken musste. Sie fing an, ihre knospenden Brüste so fest zu bandagieren, dass es schmerzte, und immer noch wurde sie angestarrt. *Warum?*

Feyra hatte genug Sonette und Oden liebestrunkener Poeten gelesen, um zu wissen, dass sie nicht den Idealen der osma-

nischen Dichter entsprach. Sie glich auch nicht den Mädchen, um die es in den zotigen Liedern ging, die die Seemannsfreunde ihres Vaters grölten. Sie hörte sie manchmal, wenn sie im Bett lag und die Männer unten beim Essen saßen und zu viel getrunken hatten.

Feyra hielt ihre bernsteinfarbenen Augen, die groß, aber leicht schräg stehend wie die einer Katze waren, für nicht rund und dunkel genug, um in Liedern gepriesen zu werden. Ihre kleine Stupsnase konnte gleichfalls keinen Anspruch auf Schönheit erheben. Ihre kaffeebraune Haut war nicht rauchig genug, um Männer zu Gedichten zu inspirieren; ihr Haar, das ihr in dichten Locken um die Schultern fiel, nicht seidig und glatt genug, und auch die Farbe stimmte nicht: Es wies alle Schattierungen von Dunkelbraun auf, aber nicht das tiefe Schwarz von Rabenflügeln. Und ihr breiter, roter Mund, dessen Oberlippe seltsamerweise größer war als die Unterlippe, war so großzügig geschnitten, dass ihn auch der romantischste Dichter nicht guten Gewissens mit einer Rosenknospe vergleichen konnte.

Ihrer Ansicht nach waren ihre Züge – sowohl einzeln als auch als Ganzes betrachtet – unauffällig, wenn nicht gar eigenartig. Aber sie schien irgendeine geheimnisvolle Macht auszustrahlen, die sie nicht begriff und die ihr ganz und gar nicht gelegen kam. Selbst ihre Verkleidung erzielte nicht immer die gewünschte Wirkung. Bedeckte sie ihre Augen, stierten die Männer auf ihren Mund. Bedeckte sie ihren Mund, starrten sie ihre Augen an. Bedeckte sie ihr Haar, musterten sie ihre Figur. Trotzdem durfte sie in ihren Bemühungen nicht nachlassen, denn die Unannehmlichkeiten, die ihre tägliche Maskerade mit sich brachte, war nichts im Vergleich zu den Folgen, mit denen sie rechnen musste, wenn sie sich nicht so sorgsam verhüllte.

Die Feyra vor dem Spiegel hob das Kinn leicht an, und das Spiegelbild ermutigte sie. Heute musste sie Frauenkleider tragen. Nun gut, sie würde das Beste daraus machen. Sie begann mit ihrem Ritual.

Nur mit ihrer weiten Pluderhose aus durchsichtiger Seide angetan, griff Feyra nach einer langen cremefarbenen Bandage, klemmte ein Ende in ihre Achselhöhle und wickelte den Stoff fest um ihren Oberkörper. Als ihre Brüste schmerzten und ihr das Atmen Mühe bereitete, empfand sie ein grimmiges Glücksgefühl.

Jetzt war es Zeit für das Gewand. Feyras Vater hatte ihr Roben aus gold- und silberfarbenen Satin sowie Ballen von Samit und leichter Damaszener Seide aus allen vier Winkeln der Welt mitgebracht, doch sie lagen unberührt in einer Truhe unter dem Fenster. Stattdessen hatte sie auf dem Bedestan-Basar ein schlichtes sackartiges Gewand, ein *barami,* erstanden. Das Kleid fiel ihr ohne Falten bis zu den Füßen und verdeckte ihre Gestalt. Darüber kam das *ferace,* das Oberkleid, dessen Mieder bis zur Taille geknöpft und dann offen gelassen wurde.

Dann kämmte und flocht sie ihr Haar, wand es wie eine Krone um ihren Kopf und kämpfte mit den Locken, die hartnäckig dem Schleier entschlüpften, egal wie sehr sie sich bemühte, sie zu bändigen. Sie zog einen dünnen Schleier über ihr Haar und befestigte ihn mit einem um die Stirn herum verlaufenden geflochtenen Band. Dann befeuchtete sie die Löckchen, die um ihr Gesicht tanzten, mit Rosenwasser und strich sie energisch zurück, bis keine einzige Strähne mehr zu sehen war.

Über all das stülpte sie den *hotoz,* eine viereckige Kappe, die unter dem Kinn geknöpft wurde, und bedeckte ihr ganzes Gesicht mit einem viereckigen *yemine*-Schleier. Dann schlang sie sich eine lange Bahn schlichten Tülls mehrmals um den Hals und blickte erneut in den Spiegel. So in Stoffhüllen eingewickelt, war sie nicht zu erkennen. Ihre Kleider waren in Sand- und Zimttönen gehalten, um sie mit der Stadt verschmelzen zu lassen und ihr Schutz zu bieten. Den einzigen Farbfleck bildeten die gelben Pantoffeln ihres Glaubens – Lederpantoffeln mit hochgebogenen Kappen, die über dem Spann befestigt wurden und praktisch, wasserfest und unempfindlich gegen

die anderen, weitaus schädlicheren Flüssigkeiten waren, mit denen sie bei der Ausübung ihres Berufs in Berührung kam.

Als sie endlich fertig angekleidet war, verzichtete Feyra darauf, Schmuck anzulegen. Zwar besaß sie Gold genug – ihr nachsichtiger Vater hatte sie mit Tand überhäuft –, aber Arm- und Fußreifen hätten Aufmerksamkeit erregt und, schlimmer noch, sie bei ihrer Arbeit behindert.

Sie vervollständigte ihre Aufmachung durch ein letztes Kleidungsstück, das allerdings keinen modischen Putz, sondern eine Notwendigkeit darstellte: einen hässlichen, sperrigen Gürtel, den sie selbst angefertigt hatte. Er enthielt eine Reihe kleiner Glasfläschchen und Phiolen, die jeweils in einer Lederkapsel steckten und an einem breiten Lederriemen mit einer großen Messingschnalle hingen. Sie schnallte den Gürtel unter ihr *ferace,* sodass er komplett verborgen war, sie aber zugleich um die Taille herum plump wirken ließ und ihr die Silhouette einer doppelt so alten Frau verlieh.

Als sie fertig war, war die Sonne vollständig aufgegangen, und der Himmel schimmerte so blau wie ein Vogelei. Sie gestattete sich einen weiteren Blick auf die Stadt, die sie liebte und von der sich ihr jetzt im Tageslicht jede Einzelheit darbot. Die wundervolle Kurve der glitzernden Bucht; die Häuser und die Tempel, die sich wie ein juwelenbesetztes Halsband an der geschwungenen Küstenlinie entlangzogen. Darüber kauerte wie ein Wächter des Bosporus die große Moschee Hagia Sophia, von deren sonnenbeschienener goldener Kuppel sich die Falken des Sultans von der Thermik hoch in die Luft tragen ließen. Feyra vergaß einen Moment ihr Fernweh, sie wollte nicht mehr wissen, was hinter diesem Meer lag. Stattdessen schwor sie sich, diese Stadt nie zu verlassen.

Der klagende Gesang des Muezzins, der zur *sabah,* dem Sonnenaufgangsgebet rief, wehte von den Türmen der Sophia zu ihr herüber. Feyra drehte sich um und lief eilig die Stufen hinunter.

Sie war sehr spät dran.

2

Auf der Straße war es kühl, die Sonne hatte die Schatten noch nicht vertrieben.

Normalerweise wäre dies Feyras liebster Teil des Tages gewesen. Sie liebte es, ein wenig zu trödeln, die Waschfrauen zu grüßen, die mit ihren Körben voll Wäsche zur Bucht hinuntergingen, oder sich an den blauen und goldenen Karren, die an jeder Straßenecke zu stehen schienen, ein aus *simit* und *salep*, Hefegebäck und Wurzeltee, bestehendes Frühstück zu kaufen. Sie genoss es auch, mit ihren eigenen Münzen zu bezahlen, denn sie war eine selbstständige, berufstätige Frau. Heute musste sie ihren knurrenden Magen ignorieren und weitereilen.

Als sie von Sultanahmet aus den Hügel zur Serail-Spitze erklomm, sah sie gelegentlich das Meer blau aufblitzen. Heute drehte sie sich nicht wie an jedem anderen Morgen um, um die Aussicht zu bewundern. Daher bemerkte sie auch die davonsegelnde genuesische Galeere nicht, die das kobaltblaue Wasser des Bosporus durchquerte, und die sie dank dem, was ihr Vater ihr beigebracht hatte, mühelos hätte identifizieren können.

Feyra schritt, den Blick starr nach vorne gerichtet, die Mese-Straße zum Topkapi-Palast empor. Der auf der Serail-Landspitze gelegene Topkapi bot einen herrlichen Blick über das Goldene Horn, das Marmarameer und den Bosporus und

bildete eine kleine Stadt für sich. Das Großherrliche Tor, der erste Zugang, den Besucher passieren mussten, war ein architektonisches Sinnbild für Macht und Bedeutung und ein Hinweis auf die dahinter verborgene Pracht. Zwischen den kegelförmigen Zwillingstürmen des Torhauses, unter der goldenen Inschrift auf dem Querbalken, die die Weisheit des verstorbenen Sultans pries (vom jetzigen, so hatte Feyra gehört, konnte von Weisheit so wenig die Rede sein, dass man sie bestimmt nicht in Gold in Stein meißeln musste), stand ein Wachposten, der eine Schriftrolle in der Hand hielt. Die erste von vielen Sicherheitsvorkehrungen innerhalb des Palastes.

Sie kannte den Mann nicht und hatte dies auch gar nicht erwartet. Er war an diesem Morgen im Wachraum ausgelost worden, denn für den Sultan stand eine Truppe von dreihundertvierundfünfzig Wachposten bereit, einer für jeden Tag des Jahres des Hicri-Kalenders. Kein Mann durfte diesen Dienst zwei Mal im Jahr versehen, und keiner wusste, an welchem Tag er an der Reihe sein würde, damit er nicht bestochen oder gezwungen werden konnte, einen Eindringling einzulassen.

»Name?«

»Feyra Adalet bint Timurhan Murad.«

»Und was tust du hier?«

»Ich bin die *Kira* der Valide Sultan Nurbanu.« Sie holte tief Atem. »Und Haremsärztin.«

Sie beobachtete ihn bei den letzten Worten scharf, und er reagierte genau so, wie sie es vorhergesehen hatte. Er hatte kaum von seinem Pergament aufgeblickt, als sie ihm gesagt hatte, dass sie eine *Kira* war, eine Mittlerin zwischen den Frauen des Harems und der Außenwelt. Manchmal verzog der Wächter des Tages den Mund oder hob eine Braue, wenn sie Nurbanu erwähnte, die Valide Sultan. Als Sultansmutter war sie die mächtigste Frau des Palastes, Konstantinopels und der osmanischen Welt. Aber alle Wächter ohne Ausnahme zeigten sich überrascht, wenn sie ihnen mitteilte, dass sie Ärztin war.

Obwohl sie erst einundzwanzig Jahre zählte, verabreichte sie schon seit Jahren Arzneien und führte kleinere Operationen durch. Mit dreizehn hatte sie begonnen, die Heilmittel des Palastarztes vom Hauptteil des Palastes in den Harem zu bringen. Sie pflegte den Doktor in der Halle des Reinigungsbrunnens zu treffen, einem schönen Hof, der die Grenze zum Haremskomplex bildete. Weiter durfte kein Mann in diesen Bereich vordringen. In diesem Alter hatte ihre Aufgabe darin bestanden, aufmerksam seinen durch das mosaikgeschmückte Atrium hallenden Anweisungen zu lauschen, sie zusammen mit dem Echo wie ein Papagei zu wiederholen, sich zu verneigen und dann durch die Halle der Konkubinen in den eigentlichen Harem zu gehen.

Als sie älter war, wurde Feyra ausgeschickt, um auf dem Großen Basar Kräuter und andere Ingredienzien für Arzneien einzukaufen. Dort wanderte sie durch die überfüllten Gassen, und beißende, süße und würzige Düfte stiegen ihr in die Nase, wenn sie die Fläschchen und Päckchen zum Palast zurücktrug. Sie begann, besser achtzugeben, und lernte die Wirksamkeit der Arzneimittel bald einzuschätzen. Als die Jahre verstrichen, der Arzt die Blüte seiner Jahre überschritt und Feyra sich der ihren näherte, begann sich ihre Beziehung unmerklich zu verändern und sie fing an, von seinen Anweisungen ein wenig abzuweichen. Manchmal ersetzte sie die von ihm genannten Kräuter durch andere, und manche Mittel, die der Arzt verordnet hatte, erreichten die Patienten erst gar nicht. Die Frauen im Harem waren nie gesünder gewesen. Inzwischen wusste Feyra genau, wie und womit sie die Frauen behandeln musste, aber aus Höflichkeit kam sie immer noch täglich in den mittleren Hof. Der mittlerweile stark gealterte Arzt befasste sich mit den Palastbewohnern und dem Sultan selbst. Er vertraute darauf, dass Feyra die meisten Krankheiten der zweihundert oder mehr Haremsdamen selbst zu heilen verstand. Vor zwei Jahren hatte er ihr sogar mit dem Segen des alten Sultans den

Titel verliehen, den sie jetzt voller Stolz führte. Der Arzt ließ sich im mittleren Hof kaum noch blicken, daher war sie überrascht, dass er dort auf sie wartete, als sie endlich die Halle des Reinigungsbrunnens erreichte.

Irgendetwas schien ihn aus der Fassung gebracht zu haben, denn er rang unablässig die Hände. In dieser prunkvollen Umgebung, in der er früher imposant gewirkt hatte, sah er jetzt alt und gebeugt aus. Sein Name war Haji Musa, und er hatte einst aufgrund seines chirurgischen Geschicks und seiner medizinischen Abhandlungen in der ganzen Welt großen Respekt genossen. Jetzt ließ ihn der mächtige Bogengang klein und unbedeutend erscheinen, das wässrige Grün, Blau und Weiß der Fliesen verlieh seiner Haut eine kränkliche Schattierung, und der sprudelnde Springbrunnen ertränkte seine zittrige Stimme, sodass Feyra ihn bitten musste, seine Worte zu wiederholen.

»Verzeihung, Lehrer?«

»Nurbanu Sultan«, nörgelte er über das Plätschern des Wassers hinweg. »Sie ist krank. So krank, dass man mich vom zweiten Hof weggerufen hat.« Er hob einen bebenden Zeigefinger und fuchtelte damit vor ihrem Schleier herum. »Hör auf mich, Feyra. Vergiss nie, dass Nurbanu die Mutter des Sultans ist. Eine hochrangigere Patientin wirst du nie behandeln.«

Feyra spürte, wie sie ungeduldig wurde. Sie hatte sich ohnehin schon verspätet, und sie wusste nicht, warum Haji Musa so aufgeregt war, schließlich hatte sie ihre Herrin schon viele Male zuvor behandelt. Sie verneigte sich vor ihm, so wie sie es als dreizehnjähriges Mädchen zum ersten Mal getan hatte. Damals hatte sie ihm Respekt erwiesen. Heute gab sie ihm zu verstehen, dass sie gehen wollte.

Er verstand sofort. »Erstatte mir Bericht. Ich warte. Gesegnet sei der Sultan.«

Feyra richtete sich auf. »Denn er ist das Licht meiner Augen und die Freude meines Herzens.«

Noch während sie die vorgeschriebene Antwort murmelte, wandte sie sich schon in Richtung der Frauenunterkünfte. Als sie davoneilte, bemerkte sie, dass der Arzt seinen Turban zurechtrückte, als hätte ihn das traditionelle Segnen des Sultans nervös gemacht.

Der Ruf des neuen Sultans war auch so schon furchterregend genug – wenn seiner Mutter etwas zustieße, würde sein Zorn keine Grenzen kennen. Sie wusste, dass Haji Musa um seinen Kopf fürchtete, und hoffte nur, er würde sich bei Sonnenuntergang noch auf seinen Schultern befinden.

Feyra hastete in den inneren Hof und durch die Haremstore. Hier wurde sie nicht angehalten. Zwei der schwarzen Eunuchen öffneten ihr die Tür, ohne dass sie Notiz von ihnen nahm. Sie ging den Goldenen Weg entlang, wo die Konkubinen einst mit Gold überschüttet worden waren, steuerte direkt auf Nurbanus Gemach zu und öffnete eine weitere Tür zu der inneren Kammer. Der große, luftige, mit unglaublich blauen *Iznik*-Steinen ausgekleidete Raum enthielt einen kleinen offenen Hof mit einem Springbrunnen und ein Podest, auf dem ein Bett stand. Schon von der Schwelle aus konnte Feyra Schreie hören.

Sie wurde an der Tür von Kelebek empfangen, Nurbanus *Gedik,* ihrer Leibdienerin. »Gesegnet sei der Sultan, Feyra.«

Kelebek, eine inmitten all dieser Schönheit schlicht wirkende Frau, war eindeutig aufgeregt, hielt aber trotzdem das Protokoll ein. Feyra war zu durcheinander, um formell zu antworten. Sie machte sich aber bislang noch keine wirklichen Sorgen wegen Nurbanus Zustand. Die Valide Sultan litt gelegentlich unter Magenbeschwerden, die ihren Leib aufblähten und ihr Schmerzen bereiteten, aber ein von Feyra selbst hergestelltes Brechmittel verschaffte ihr für gewöhnlich innerhalb einer Stunde Linderung. Feyra fürchtete eher, wegen ihrer Verspätung Schwierigkeiten zu bekommen. Auf dem Nachttisch stand eine Schale mit geeisten Früchten, und ihr

eigener Magen begann sie knurrend daran zu erinnern, dass sie noch nichts gegessen hatte. Die über den Rand der Schale hängenden Trauben lockten sie. Sie streckte eine Hand aus, um sich eine abzupflücken, aber vom Bett her erklang ein weiteres Stöhnen, woraufhin sie die Hand rasch zurückzog. »Hat sie nach mir gefragt?«

»Nein. Sie fragt nach Cecilia Baffo.«

»Wer ist Cecilia Baffo?«

»Das wissen wir nicht. Keine von uns weiß es.« Kelebek deutete auf die Odalisken, die für das Bett des Sultans bestimmten Konkubinen in der Ausbildung. Fünf junge Frauen, alle schön, alle in weiße Gewänder gekleidet, und alle bissen sich auf die Lippen oder blickten zu Boden. Obwohl sie ungebildet und unerfahren waren, wussten sie doch, dass etwas nicht stimmte.

Von einem Gefühl drohenden Unheils erfüllt, stieg Feyra die Stufen des Podests empor und zog die feinen bestickten Musselinvorhänge des Bettes zurück.

Die Mutter des Sultans lag mit halb geschlossenen Augen zusammengekrümmt auf dem Bett. Ihre Haut wies einen unnatürlichen Ton irgendwo zwischen der Farbe von Galle und ausgebleichten Knochen auf. Die Adern am Hals traten blau und schwarz hervor, als ringelte sich eine Alraunwurzel um ihren Nacken. Ihre für gewöhnlich vollen, rosigen Wangen waren eingefallen, und unter ihre Augen schien jemand violette Schatten gemalt zu haben. Das blonde Haar war feucht, strähnig, dunkel vor Schweiß und klebte an ihrer Stirn. Nurbanu war eine Frau von vielleicht fünfzig Jahren, normalerweise rundlich und hellhäutig wie eine Ausländerin. Doch jetzt wirkte die Haut unter dem juwelenbesetzten Bettgewand schlaff, aschgrau und fleckig, und das Fleisch schien so locker auf ihren Knochen zu sitzen, als wäre es angestochen worden wie eine Blase. Die Schreie und das Stöhnen waren abgeebbt, und Nurbanu schien jetzt zu schlafen.

Feyra tastete nach dem Handgelenk der Valide Sultan, um den Blutfluss zu überprüfen. Der leichte Druck bewirkte, dass ihre Herrin sich regte, stöhnte und mit dem Akzent einer fremden Sprache zu stammeln begann: »Cecilia Baffo. Cecilia Baffo.«

Nurbanus für gewöhnlich leise und melodische Stimme glich jetzt dem Krächzen einer Krähe. Sie schlug mit einem Ruck die blutunterlaufenen, milchigen Augen auf, schien Feyra aber zu erkennen. Sie flüsterte den Namen des Mädchens, zog sie zu sich hinunter und redete in einer Sprache mit ihr, die nur Feyra verstand – Nurbanus Muttersprache. Eine Sprache, die federte und tänzelte wie Pferdehufe und in der jedes Wort mit einem *a* oder *o* zu enden schien. Die Valide Sultan hatte ihr diese Sprache beigebracht – Phönizisch hatte sie sie genannt –, seit sie als kleines Mädchen begonnen hatte, mit ihrem Vater den Palast zu besuchen. Sie war zu einer Geheimsprache zwischen ihnen geworden, die nur zum Erörtern der privatesten Angelegenheiten der Valide Sultan benutzt wurde, und dieser Sprache bediente sie sich jetzt. »Du musst es ihm sagen. Sag es ihm, Feyra. Du und nur du.«

Feyra glaubte zu verstehen. Jetzt doch von Furcht gepackt, wandte sie sich an Kelebek. »Wir müssen den Arzt verständigen und den Sultan benachrichtigen.«

»Nein!« Die Valide Sultan setzte sich plötzlich hellwach und sichtlich verängstigt auf. »Cecilia Baffo. Cecilia Baffo. Vier Reiter, sie reiten und reiten. *Komm und sieh.«* Nurbanus Atem roch faulig, und ein weißlicher Speichelfaden hing von ihrem Kinn herab. Feyra beruhigte sie und streichelte ihr wie einem Kind die Wange, bis ihre Herrin wieder in einen unruhigen Schlaf fiel.

Feyra trat zurück, schloss den Bettvorhang hinter sich und winkte Kelebek zu sich. »Cecilia Baffo«, murmelte sie. »Wer ist das? Und wer sind die vier Reiter?«

Kelebek zuckte die Achseln. »Meine Herrin wurde vor vie-

len Jahren von Korsaren hergebracht, die sie gefangen genommen hatten. Könnten es vier gewesen sein?«

»Möglich. Aber was ist mit dem Namen? Wer ist Cecilia Baffo?«

»Ich weiß es nicht!« Kelebeks Stimme klang schrill vor Angst.

Feyra dachte nach. »Beschreib mir ihren Tagesablauf. Ganz genau, von Sonnenaufgang an.«

Kelebek knetete ihre Finger. »Sie erwachte und befahl uns, sie in ihr juwelenbesticktes Bettgewand zu kleiden, weil sie Besuch erwartete.«

Feyras Augen wurden schmal. Es verstieß nicht gegen das Protokoll, wenn sich die Valide Sultan, die schließlich Witwe war, einen Liebhaber nahm. Aber Feyra hatte nie munkeln hören, dass ihre Herrin seit dem Tod ihres Gemahls Sultan Selim vor zwei Jahren bei einem Mann gelegen hatte. »Wen? Einen Mann?«

»Nein. Sie sagte, sie wollte mit der Dogaressa von Genua das Fasten brechen, bevor das genuesische Schiff mit der Morgenflut ausläuft.«

»Ist das Schiff ausgelaufen?«

»Vor ein paar Minuten.«

»Cecilia Baffo«, überlegte Feyra laut. »Der Name klingt fremdländisch. Könnte er genuesisch sein? Wie heißt die genuesische Dogaressa? Kann das jemand herausfinden?«

»Wie denn, Feyra?« Kelebek, sonst durchaus fähig und tüchtig, verwandelte sich in Krisensituationen immer wieder in das einfache Dorfmädchen, das sie einst gewesen war.

Feyra hatte mit ihrem unbeholfenen Gehabe plötzlich keine Geduld mehr. »Frag irgendjemanden«, fauchte sie. »Den Kislar Aga.«

Kelebeks Augen weiteten sich vor Furcht. Der Kislar Aga, Aufseher der Mädchen und Oberster der schwarzen Eunuchen, war der Stellvertreter des Sultans im Harem und ver-

körperte innerhalb dieser Mauern das Gesetz. Der momentane Kislar Aga Beyazid war ein Furcht einflößender Basilisk von einem Mann, sieben Fuß groß und mit ebenholzschwarzer Haut. Wenn ein Mädchen das Missfallen des Sultans erregte, vielleicht seine Vorlieben zu ungewöhnlich fand, wurde sie in einen Sack eingenäht, und Beyazid warf sie persönlich von der Brustwehr des Turms der Gerechtigkeit in den Bosporus. Die anderen Mädchen wurden gezwungen zuzusehen, wie der Sack vom Wasser durchtränkt wurde und unter die Oberfläche sank; den Schreien des Opfers zu lauschen und Zeugen der Folgen von Ungehorsam zu werden. Bei der Erwähnung des Namens des Kislar Agas wich Kelebek einen Schritt zurück. »Ich kann ihn nicht fragen, Feyra.«

Feyra seufzte gereizt. Sie fürchtete den Aga genauso wie Kelebek, aber noch mehr fürchtete sie das, was ihrer Herrin widerfahren könnte. Sie verließ den Raum und durchquerte den Hof der Konkubinen. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel, und als sie in den Hof der schwarzen Eunuchen einbog, waren die Schatten unter den Marmorsäulen tief und dunkel. Die Sonnenstrahlen fielen durch die schmiedeeisernen Lampen, die über ihr hingen, zersplitterten zu hellen Diamanten und blendeten sie. Als sie anklopfte und die Kammer des Kislar Aga betrat, konnte sie einen Moment lang überhaupt nichts sehen.

Langsam begannen sich Feyras Augen an das Dämmerlicht zu gewöhnen. Sie befand sich in einem langen Raum mit zwei in den Boden eingelassenen Marmorkanälen, durch die Wasser strömte. Das wenige Licht, das diese Bäche silbern schimmern ließ, kam von den in die steinerne Decke geschnittenen Sternen, durch die fahle Sonnenstrahlen fielen und wie aus Papier ausgeschnitten wirkende geometrische Figuren auf den Boden malten. Feyra trat zwischen den Strahlen hindurch. Sie hätte fast meinen können, allein im Raum zu sein. Beyazids Haut glich poliertem Ebenholz, was ihn fast mit dem Stuhl, auf dem er saß, verschmelzen ließ. Aber er rauchte eine Huka,

von der kleine Wölkchen aufstiegen, während er sprach. Der Rauch waberte um seinen Kopf und wurde von den Sternenlichtstrahlen beleuchtet.

»Feyra, Timurhans Tocher? Was führt dich zu mir?«

Beyazid schien sie seinerseits ausgezeichnet sehen zu können. »O Kislar Aga, wie lautet der Name der genuesischen Dogaressa, die heute mit meiner Herrin Nurbanu das Fasten gebrochen hat?«

Jetzt konnte Feyra seine sogar in entspannter Haltung massige Gestalt ausmachen. Die Muskeln spielten unter den goldenen Bändern an seinen Oberarmen, als er die Huka zum Mund führte, das fahle Licht der Sterne in der Decke warf einen silbernen Schein über seinen kahlen Kopf. »Ihr Name ist Prospera Centurione Fattinanti.« Trotz seiner Statur klang seine Stimme so hoch und klar wie die eines Knaben, denn er war entmannt worden, bevor er das Erwachsenenalter erreicht hatte. Der seltsame Kontrast zwischen Stimme und äußerer Erscheinung ließ ihn nicht weniger bedrohlich wirken. Er stieß eine weitere Rauchwolke aus. »Ist das alles?«

»Ja, Kislar Aga.« Feyra wandte sich ab, dann drehte sie sich mit einem Mut, von dem sie nicht gewusst hatte, dass sie ihn besaß, noch einmal um. »Das heißt, nein. Wer ist Cecilia Baffo?«

Sie sah zwei weiße Halbmonde, als er wie in einem unfreiwilligen Reflex des Erkennens die Augen einen Spalt breit öffnete. Einen Moment lang stieg Furcht in ihr auf. Doch dann schlossen sich die Augen wieder. »Ich weiß es nicht. Und jetzt lass mich allein. Gesegnet sei der Sultan.«

»Denn er ist das Licht meiner Augen und die Freude meines Herzens.«

Feyra verließ den dunklen Raum und durchquerte den strahlend hellen Hof, voller Widerstreben, zu dem zurückzukehren, was sie gleich vorfinden würde. Aber im Gemach der Valide Sultan schien gleichfalls die Sonne aufgegangen zu sein.

Kelebek lächelte, die Odalisken gurrten wie eine Schar weißer Tauben, und die Stimmung hatte sich merklich aufgehellt. *»Komm und sieh«,* forderte Kelebek sie auf.

Feyra zog die Musselinvorhänge des Bettes erneut zur Seite. Nurbanu saß aufrecht gegen ihre Kissen gelehnt da, die hervorgetretenen Adern waren nicht mehr zu sehen, ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen schimmerten rosig. Ihre Augen waren nur von der Schminke umschattet, die sie täglich mit einem Pinsel auftrug, der nicht größer war als die Nadel eines Vergolders. Sie begrüßte Feyra, woraufhin diese von einer Welle der Erleichterung erfasst wurde. Mit einer vertrauten Selbstverständlichkeit, die nur ihr zustand, setzte sie sich neben die Valide Sultan auf das Bett und griff noch einmal nach Nurbanus Handgelenk. Diesmal schlug der Puls kräftig und gleichmäßig, und Feyra ließ ihre Finger höher gleiten, um die Hand ihrer Herrin zu umfassen. Nurbanu lächelte sie an. »Feyra? Was ist denn?«

»Herrin, wie geht es Euch?«

Nurbanu lachte, ein glockenhelles Geräusch echter Heiterkeit. Für gewöhnlich liebte Feyra es, aber heute klang es falsch wie ein Misston beim Zitherspiel. »Mir? Ich habe mich nie besser gefühlt. Bring mir mein Schreibzeug, Feyra. Dann bestell mein Frühstück und sag den Eunuchen, sie sollen meine Barke bereit machen – sollen wir heute nach Pera segeln? Es ist ein herrlicher Tag. Kannst du dich ein paar Stunden von deinen Patienten frei machen?«

Feyra verneigte sich zustimmend, machte sich aber insgeheim Sorgen. Nurbanus Veränderung war so vollständig, dass Feyra fast glaubte, sich die kurze, schreckliche Krankheit nur eingebildet zu haben. Aber Kelebek war auch hier gewesen, ebenso wie die Odalisken. Sie zögerte. »Herrin, als ich vor nicht ganz einer Stunde zu Euch kam, wart Ihr nicht bei Euch. Eure Augen blickten irr, Ihr seid eingeschlafen und wieder hochgeschreckt und habt geschrien.«

Ein verdutzter Ausdruck trat auf Nurbanus rundes, freundliches Gesicht. »Feyra, wovon redest du denn?«

Feyras Angst kehrte zurück, als sie ihre Herrin eindringlich musterte. Die klaren, wie Brillanten funkelnden Augen. Die allzu blühende Farbe der Wangen. Das blonde Haar, das sich jetzt wie ein Glorienschein feucht um das Gesicht ringelte. Die völlig fehlende Erinnerung an den Zwischenfall von vorhin.

Feyra wandte sich ab und sah sich im Raum um. Dann ging sie zu dem Podest zurück. Ihr Blick blieb an den geeisten Früchten hängen, die unschuldig auf dem Intarsientisch standen. Sie winkte die *Gedik* zu sich. »Kelebek«, zischte sie dem Mädchen scharf zu. »Hat meine Herrin heute Morgen irgendetwas gegessen oder getrunken?«

»Noch nicht. Aber es ist ja noch früh … Sie hat nur ein paar von den Früchten gegessen, die die Dogaressa ihr mitgebracht hat.«

»Hat jemand zuerst davon gekostet?«

Kelebeks Augen waren so rund und grün wie die Trauben. »Wie … nein, Feyra, du warst nicht hier. Aber ich dachte, es wäre schon in Ordnung, sie waren ein Geschenk von der Dogaressa, und sie ist eine Freundin der Herrin – eine schöne Frau.«

Feyra ging mit vor Furcht bleischweren Füßen auf die üppig gefüllte Schale zu. Das Eis darin knackte protestierend, während es schmolz. Wieder wurde ihre Aufmerksamkeit von den Trauben gefesselt. Sie sahen köstlich aus, quollen über den Rand der Silberschale und waren mit glitzernden Tautröpfchen bedeckt. Zum zweiten Mal fand Feyra, dass etwas entschieden zu viel Farbe aufwies.

Sie pflückte eine Traube ab, ritzte sie mit dem Fingernagel auf, ging zum Fenster und hielt die aufgeschlitzte Frucht ins Sonnenlicht. Im jadegrünen Herz der Traube saß dort, wo die Kerne sein sollten, ein schwarzer Klumpen. Sie fischte ihn he-

raus und legte ihn auf ein weißes Mosaiksteinchen im Fensterbrett. Dann griff sie nach ihrem Medizingürtel, entnahm ihm ein Monokel mit Messingeinfassung und klemmte es sich ins Auge, bevor sie den Klumpen untersuchte und darin herumstocherte. Sowie sie ihn zerrieben hatte, konnte sie eine Anzahl winziger Kerne erkennen, die alle wie ein Sternanis geformt waren. Ihr Magen krampfte sich zusammen.

Gift.

Aber nicht irgendein Gift, sondern eines, das sie erst ein Mal zuvor gesehen hatte. Haji Musa hatte einst einen Mordanschlag auf den Sultan durch ein Geschenk, einen Krug vergifteten Ales, vereitelt. Der Arzt hatte ihr die sternförmigen Sporen gezeigt, die von den Früchten des St.-Bartholomäus-Baums stammten, den man in den Hügeln rund um Damaskus fand. Er hatte ihr eingeschärft, vorsichtig zu sein, denn die Sporen zählten zu den tödlichsten den Menschen bekannten Giften. Sie waren geschmack- und geruchlos, und es gab kein Gegengift. Das Opfer würde die bösen Folgen eine halbe Stunde lang spüren, sich dann erholen, als wäre es wieder gesund. Danach würde sich sein Zustand rapide verschlechtern, während sich die Sporen in den Organen vermehrten, die Leber befielen und die Innereien zu Brei zersetzten.

Feyra war von einem so starken Gift fasziniert und hatte den Falknern des Sultans einen lahmen Zwergfalken abgeschwatzt, um ihn mit einigen der Sporen zu füttern, die er gierig aufgepickt hatte. Sie setzte sich auf den steinernen Fußboden und beobachtete ihn. Eine halbe Stunde lang lag er zappelnd und mit den Flügeln schlagend auf den Steinen und krächzte vor Qual. Feyra betrachtete ihn mit den sachlichen Augen des Arztes, doch dann erholte sich der Vogel auf wundersame Weise wieder. Die nächste Stunde lang wirkte der Falke munter und gesund, sogar sein Fuß schien nicht mehr lahm zu sein. Doch ehe Feyras Beine auf dem harten Boden taub wurden, kippte er wieder um, verfärbte sich schwärzlich, die Augen wurden

glasig, und er schnappte nach Luft, bis sie ihn aufhob und ihm den Hals umdrehte. Warm und überraschend leicht lag er mit baumelndem Kopf in ihrer Hand. Einen Moment lang hatte Feyra Reue empfunden – dieser Falke würde sich nie wieder über die Kuppel der Hagia Sophia erheben. Dann hatte sie ihr Herz verhärtet, ihn direkt auf dem Boden mit einem Skalpell aus ihrem Gürtel aufgeschnitten und festgestellt, dass sein Inneres schwarz vor Sporen war. Die Organe und Eingeweide waren zu einem Brei verlaufen und nicht mehr voneinander zu unterscheiden.

Feyra dachte fieberhaft nach, ging im Geist alle Mittel durch, die sie kannte; alle, die sie in ihrem Gürtel bei sich trug. Nichts würde helfen. Wenn sie da gewesen wäre, o Himmel, wenn sie doch nur da gewesen wäre, als Nurbanu die Trauben gegessen hatte, dann hätte sie vielleicht etwas tun können. Sie besaß eine kleine Phiole mit Talgkügelchen, die sofortiges heftiges Erbrechen und eine Säuberung der Gedärme herbeiführten, wenn man sie kaute. Aber sobald sich die Symptome zeigten, wie hier beim ersten Krankheitsanfall, war es schon zu spät. Außerdem, dachte Feyra grimmig, hätte sie als Nurbanus *Kira* die Trauben vorgekostet, wenn sie, wie Kelebek so richtig bemerkt hatte, hier gewesen *wäre.* Dann würde sie jetzt auf ihren eigenen Tod warten.

Feyra überlegte einen Moment lang. Für ihre Herrin kam jede Hilfe zu spät. Jetzt ging es darum, wen sie retten konnte. Die Odalisken waren alle Schönheiten, alle noch Jungfrauen. Sie stellten für den Sultan einen beträchtlichen materiellen Wert dar, ihnen würde nichts geschehen. »Lasst uns alleine. Ihr alle«, zischte sie ihnen zu und verfolgte, wie sie hastig den Raum verließen.

Übrig blieb Kelebek, die unscheinbare, fünfundzwanzigjährige Kelebek. Vor ihrem geistigen Auge sah Feyra einen Sack, der sich mit Wasser vollsog und versank, bis Kelebeks Schreie mit einem letzten Gurgeln verstummten. Sie trat zum Fenster,

wo sich die Morgensonnenstrahlen in einem filigranen Goldkästchen auf dem Fensterbrett fingen. Sie nahm ihren Schleier ab, wickelte das Kästchen darin ein, bis kein verräterisches Glitzern mehr zu sehen war, und drückte es dem Mädchen in die Hand. »Kelebek, nimm dieses Kästchen und …«, sie wühlte in der Tasche ihrer Pluderhose, »drei Dirham und setze mit einem Boot nach Pera über. Wo liegt das Haus deines Vaters?«

»In Edirne.«

»Verkauf das Kästchen in Pera, kauf ein Maultier und reite dorthin. Reite bis Edirne, ohne Halt zu machen. Dann lass deinen Vater einen netten Mann aus dem Dorf für dich suchen und heirate ihn. Deine Zeit im Topkapi ist vorbei.«

»Wie meinst du das?«

»Die Valide Sultan wird sterben, und du hast ihr vergiftete Früchte gegeben.«

Kelebek begann zu zittern. »Wie … aber ich habe nicht … ich wusste doch nicht …« Sie schüttelte den Kopf und stöhnte leise, während sie diese Information verarbeitete. »Kannst du denn nicht … es muss doch … hast du nichts in deinem Gürtel, das ihr helfen kann?« Für Kelebek und die Konkubinen war Feyras Arzneigürtel mit den zahlreichen verkorkten Fläschchen ein kleines Wunder, ein Allheilmittel für alle Krankheiten. Feyra sah dem Mädchen in die Augen und schüttelte den Kopf.

Mehr bedurfte es nicht. Kelebek nahm das Kästchen und huschte davon.

Feyra sprang die Stufen zum Bett hoch und riss den Vorhang zurück. Die Angst ließ sie unwirsch werden. »Wer ist Cecilia Baffo?«, wollte sie wissen.

Nurbanu Sultan, die entspannt in ihren bestickten Kissen lehnte, lachte erneut, aber diesmal war es ein nervöses, falsches Trillern. »Ich habe wirklich keine Ahnung, Feyra. Und jetzt hol mir bitte mein Schreibzeug.« Doch Feyra rührte sich nicht von der Stelle. Ihre Herrin wusste nicht, dass sie krank

gewesen war, erinnerte sich nicht an die furchtbaren Minuten, während derer sie sich auf ihrem Bett gekrümmt und gewunden hatte. Doch sie wusste nur zu gut, wer Cecilia Baffo war.

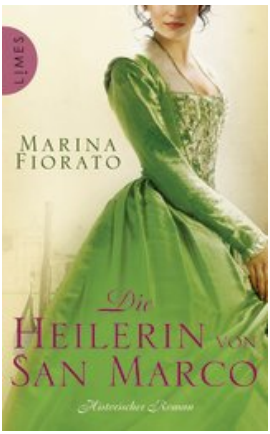
Feyra nahm unaufgefordert wieder auf dem Bett Platz und sah Nurbanu Sultan fest in die Augen. Sie sprach sehr klar und ein wenig zu laut. »Hört mir zu, Herrin. Die Trauben, die die Dogaressa hier gelassen hat, waren mit den Sporen des St.-Bartholomäus-Baums vergiftet. Wenn Ihr die Sporen schluckt, fühlt Ihr Euch eine halbe Stunde lang entsetzlich krank – so, als stünde der Tod bereits vor Eurer Tür. Dann geht es Euch sehr schnell besser. Eure Haut leuchtet rosig, Eure Augen funkeln. Ihr könnt Euch nicht daran erinnern, was geschehen ist. Euer Körper bekämpft die Sporen, und Eure Körpersäfte reagieren sogar positiv auf das Opiat in dem Gift. Ungefähr eine Stunde lang fühlt Ihr Euch besser als je zuvor. Ich werde Euch Ziegenmilch und hartes Brot bringen lassen, um die Aufnahme des Gifts zu verlangsamen. Aber bald, sehr bald, wird es Euch wieder schlecht gehen, und in Kürze werdet Ihr nicht mehr sprechen können. Da Ihr dies nun wisst … möchtet Ihr mir etwas sagen? Habt Ihr eine Botschaft für Euren Sohn, Vermächtnisse für Eure Familie, Anordnungen bezüglich Eurer Bestattung? Oder wollt Ihr mir«, fügte sie bedeutungsvoll hinzu, »die Identität von Cecilia Baffo verraten?«

Die Valide Sultan setzte sich in ihren Kissen auf. Ihre Augen blitzten. »Ich sage, zur Hölle mit Ziegenmilch und hartem Brot. Was für ein Unsinn, an einem so schönen Tag vom Tod zu sprechen, Feyra! Ich werde jetzt mein Frühstück einnehmen. Und die Dogaressa von Genua ist meine Freundin. Ich will dieses dumme Gerede nicht mehr hören.«

Feyra nickte. »Ich weiß, dass Ihr mir im Moment nicht glaubt, und ich verstehe Euch. Ihr fühlt Euch wohl, Euer Körper strotzt vor Gesundheit. Aber dieser Zustand wird nicht anhalten, und es gibt kein Gegengift. Das Gift ist geschmacklos, es dauert einige Zeit, bis die Wirkung einsetzt, also hätte

LIMES

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Marina Fiorato

Die Heilerin von San Marco
Historischer Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8090-2635-8

Limes

Erscheinungstermin: September 2013

Hinter einer venezianischen Maske verbirgt sich der Tod – oder die Liebe

1576. In Venedig bricht die Pest aus. Der Doge befürchtet, dass Gott die Venezianer für ihr dekadentes Leben bestraft und sieht nur einen Ausweg: Er lässt eine Kirche bauen, die größer als alle ist, die es je gegeben hat. Er ahnt aber nicht, dass der Schwarze Tod an Bord eines Schiffes aus Konstantinopel kam – und dass die junge Heilerin Feyra die Einzige ist, die die Lagunenstadt retten kann. Dafür benötigt sie die Hilfe von Annibale Carson, dem berüchtigten Pestarzt. Doch hinter seiner furchteinflößenden Maske verbirgt sich ein Mann, der Feyra vor ihre größte Herausforderung stellt ...

Der Titel im Katalog